

Tagebuch-Notizen einer Praktikantin in einem Mädchenheim für Nacherziehung : Schicksale, Hoffnungen und Enttäuschungen [Schluss]

Autor(en): **R.H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **41 (1970)**

Heft 7

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-807031>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Tagebuch-Notizen einer Praktikantin in einem Mädchenheim für Nacherziehung

II.

Dieser Bernard, will mir scheinen, muss ein anständiger Junge sein. Er ist Bauernsohn. Chr. hat fest im Sinn, nach diesen 2 Jahren im Heim die Bäuerinnenschule zu besuchen. — Bis Weihnachten war Chr. sehr zuvorkommend und anständig. Sie war die angenehme Ausnahme, weil sie niemandem freche Antworten gab. Dann hatte sie Besuch von ihrem Vater. Dieser teilte ihr mit, dass Bernard ein anderes Mädchen gefunden hätte und schwatzte ihr den Kopf voll, dass sie bald aus dem Heim austreten könne und dass er ihr eine Stelle gefunden hätte in einem guten Restaurant als Serviertochter. Als Chr. von diesem Besuchssonntag zurückkam, war sie wie ein umgekehrter Handschuh. Sie mochte überhaupt nicht mehr arbeiten und träumte nur noch von ihrer Entlassung, die, wie sie glaubte, bald stattfinden sollte. Dazu kam noch, dass ein anderer Freund von ihr in die Nähe zog, in der Hoffnung, er könne ihr helfen. Sie erzählte diesem, dass es hier nicht zum Aushalten sei, dass man misshandelt werde und dass es viele lesbische Mädchen habe, die sie Nacht für Nacht belästigen würden. Dieser arme Roger glaubte ihr alles und wollte ihr um alles in der Welt helfen, damit sie solche Sachen nicht mehr länger miterleben müsse. — Plötzlich schnitt sie bei allen Mädchen mit den Worten auf, dass sie im Sommer heiraten werde und dass man sie dann freilassen müsse. Und überhaupt, sie halte es hier nicht mehr länger aus ohne Männer. Auch der Arzt hätte ihr gesagt, dass sie «Männer» brauche. (Wie ist es möglich, dass der sexuelle Trieb einen Menschen so sehr beherrschen kann. Vergesse man dabei nicht, dass Chr. ein Mädchen von erst 16 Jahren ist!)

Es war an einem Samstag, als Chr. ganz zerknirscht und innerlich sehr nervös in einer Ecke sass und an den Fingernägeln kaute. Man sah es ihr sofort an, dass ihr irgend etwas fehlte. Am Sonntag zeigte sich dann, was sie beschäftigte. Sie war nicht mehr Meister über ihre Triebe. Sie konnte P. überreden, mit ihr zusammen zu «verreisen». Als wir es merkten, ängstigten wir uns sehr, denn wir mussten annehmen, dass sie nach Lausanne zu der Bande gefahren seien. Es zeigte sich bald, dass unsere Annahme richtig war. Wir benachrichtigten die Polizei und auch Roger. Dieser reiste dann sofort nach Lausanne und brachte Chr. zurück. P. musste ein paar Tage in Lausanne im Gefängnis bleiben, weil sie mit dieser Bande zusammen ein Ferienhäuschen aufgebrochen und dieses sehr stark demoliert und ausgeplündert habe. Chr. hatte an diesem Raub kein grosses Interesse, für sie waren die Männer viel wichtiger. P. hingegen wurde

* Vgl. Nr. 3/1970, S. 122 f

Schicksale Hoffnungen und Enttäuschungen*

dort zuerst mit Alkohol «abgefüllt» und dann war sie natürlich zu solchem Tun ein tüchtiger Mensch.

Als beide zurück waren, kam die Fürsorgerin zu Chr. Sie redete ihr die Illusionen von ihrer baldigen Entlassung gründlich aus. Nun wurde es natürlich schlimm mit Chr. Ihr ganzes Kartenhaus war nun zerstört. Als sie die Fürsorgerin zum Bahnhof begleitete, kam sie nicht mehr zurück. Gegen Abend des andern Tages rief Roger an, dass sie soeben zu ihm gekommen sei, und dass er sie sofort zurückbringen werde. In der vorherigen Nacht schlief sie aber nicht bei Roger, sondern trieb sich mit andern Männern herum. — Bald darauf musste ich mit Chr. zum Arzt. Dort kam heraus, dass sie zwar nicht ein Kind erwarte, aber dass sie nun von diesen Männern krank geworden sei. Sie hat Syphilis. Kein Wunder, wenn man mit solchen Typen verkehrt. Nun wartete Chr. auf die nächst beste Gelegenheit, um wieder zu «verreisen». Es ist begreiflich, dass sie von einer grossen Angst geplagt ist. Diese Gelegenheit bot sich sehr bald.

Darf man eigentlich nicht vertrauen?

Es war Sonntag, und drei Mädchen fragten mich, ob sie gegen Abend noch ein wenig an die frische Luft dürften. Wieder einmal glaubte und vertraute ich ihnen, sagte zwar, dass sie vorher noch Sr. H. fragen müssten, aber meine Zusage war ihnen genug. Sie machten sich auf den Spaziergang. Alle drei waren nicht stark genug, um wieder nach Hause zu kommen. Leider war auch die trunksüchtige P. wieder dabei. Ich machte mich am späten Abend noch auf den Weg, um sie in der Stadt zu suchen. Ich ging von Wirtschaft zu Wirtschaft, aber mein Bemühen war umsonst. Gegen 3 Uhr früh weckte mich eines der Mädchen und sagte, dass P. wahrscheinlich betrunken vor der Türe stehe. Sofort ging ich ihr öffnen. Was ich nun sah, war für mich ganz schrecklich. P. taumelte in den Korridor, mit einem Zigarettenstummel im Mund. Sie wusste nicht mehr, was sie sagte und hatte keine Ahnung, wie sie soeben hierher gekommen war. Ich musste sie ausziehen und ins Bett bringen. Sie hatte keine Ahnung, wo die zwei andern waren. Ich hätte laut weinen können beim Anblick dieses trostlosen Häufleins Elend. — Von da an war P. ziemlich in einer Krise. Jeden Abend zog es sie zum Alkohol, und sie verzweifelte, dass sie nicht weg konnte. Einmal nahm ich sie dann mit zum Kaffeetrinken in die Stadt. Zufälligerweise sah sie auf der Strasse einen dieser Halbstarcken, mit denen sie damals zu dritt den Abend verbracht hatten. P. fragte ihn, ob er H. und Chr. nirgends gesehen habe, denn diese hatten wir noch immer nicht zurück. Er sagte, H. sei um 6 Uhr in einer Bar gewesen. Sofort begaben wir uns dorthin. Es ist jedesmal ein Risiko, wenn man eines der

Mädchen holen muss. Man weiss ja nicht, in welcher Gesellschaft sie sich befinden. Es ist schon vorgekommen, dass diese sogenannten Freunde tätlich wurden. P. sagte zu mir, dass sie nun in diese Bar gehen und ein wenig Theater spielen werde, so dass H. glaube, sie sei ebenfalls «verreist» und möchte mit ihr trinken. Wenn sie nach 2 Minuten nicht herauskäme, solle ich die Polizei benachrichtigen und sie holen kommen. Die 2 Minuten gingen vorbei. Niemand kam heraus. So ging ich auf den Posten, der sich ganz in der Nähe befand. Sofort kam ein Polizist mit mir. Er fand aber, dass es besser wäre, wenn ich hineinginge. Als H. mich sah, wollte sie davon rennen. Sie weigerte sich, mit mir zu kommen. Sie rechnete natürlich nicht damit, dass ein Polizist draussen wartete. Nun gab es kein Entrinnen mehr. Alle drei gingen wir mit ihr auf den Posten. Dort wurde sie gründlich verhört. Ich wusste genau, dass H. trotz allem froh war, wieder in ihrem eigenen Bett zu sein. Sie hat uns jedenfalls nachher dafür gedankt.

Chr. ist und bleibt wahrscheinlich für uns verschollen. Die furchtbare Angst vor der Krankheit trieb sie zu ihrem letzten Ausweg, zurück zu jener Bande. Von dort kann man sie vermutlich nicht mehr zurückholen, denn sie haben genug Mittel und Wege, mit gefälschten Pässen über die Grenze zu kommen. Für uns ist das ein furchtbarer Gedanke. Denn dieses Leben kann unmöglich lange dauern. — Chr. ist wieder einmal eines jener armen Geschöpfe, die viel zu früh missbraucht wurden und dessen Eltern man einsperren sollte. Die rechte Mutter ist eine richtige Hure und der Vater strohduhm und primitiv, der sich überhaupt nicht um seine Kinder kümmerte.

Gitterzimmer oder nicht?

Es ist mir bis heute einfach noch nicht klar, ob es gut ist, wenn man die Mädchen ins Gitterzimmer sperrt, wenn sie vom Abgehen zurückkommen. Es gibt sicher solche, denen es nicht schadet. Chr. wäre mit tausend Freuden wochenlang dort eingesperrt geblieben. Sie wäre dann allein gewesen. Hätte den ganzen Tag lesen und schreiben und denken können. Sie hätte sich bestimmt nicht gelangweilt. Aber was nützt ihr das? Für sie fand man, das Arbeiten tue ihr besser. Hingegen war dies für P. die schlimmste Strafe. Sie wollte arbeiten, damit sie nicht auf schlechte Gedanken käme. Sie musste trotz allem fast 14 Tage im Gitterzimmer bleiben. Zuerst warf sie einem das Essen an, wenn es gebracht wurde. Sie wehrte sich, etwas zu sich zu nehmen. Dann griff sie zum Stuhl und machte aus ihm eine «Wedele». Als ausser dem Bett nichts mehr im Zimmer stand, demolierte sie das Schloss. Dann zerschnitt sie sich die Arme und tobte. Mit der Zeit wurde sie dann doch ein bisschen ruhiger, ja sie wurde sogar ganz apathisch. Meine Kameradin und ich waren fast die einzigen, von denen sie das Essen entgegennahm. Man kannte unsere lebhaft P. kaum wieder. Sie sprach sozusagen kein Wort mehr und weinte nur noch still vor sich hin. — Ist es nun nicht beinahe eine seelische Vergewaltigung, wenn man ein solches Quecksilber, wie es P. ist, einfach einsperrt? Vielleicht irre ich mich, wenn ich dies sage. — In der 2. Woche brachte man ihr Arbeit ins Zimmer. Von da an ging es ihr wesentlich besser. — ist das Gitterzimmer wohl das richtige?

Gitterzimmer-Atmosphäre

So etwa stelle ich mir vor, geht es unserer P., unserem lebhaften, temperamentvollen Ding, das nun eingesperrt im Gitterzimmer sitzt. Oder wenigstens würde es mir so ergehen, wenn ich an ihrer Stelle dort sitzen müsste.

Eine Tür schlägt zu. Allein sitzt man im Innern des Zimmers. Allein mit sich, allein mit den furchtbar wirren Gedanken, allein mit dem Bett, allein mit dem schweren Gitter, das den Quadratmeter Aussicht auf die Aussenwelt zuschliesst, weil hinter dem schweren Gitter ein undurchsichtiges Glas da ist. Die Nerven ziehen an allen Ecken und Enden. Man hadert mit sich und mit dem Dasein. Man kann nicht aus der Haut und man hat niemanden, dem man die Fäuste ins Gesicht schlagen kann. — Man hat ein Buch zum Lesen, aber nach ein paar Zeilen wirft man es in eine Ecke, weil man es nicht erträgt, diese Verbindung, durch das Buch, mit der Aussenwelt, in einem geschlossenen Raum zu verspüren. Man hat einen Bleistift und ein paar Blätter zum Schreiben. Man beginnt ein paar Namen aufzukritzeln, Namen der Liebsten, an die man viel zu viel Zeit hat zu denken. Ein paar hilfeschreiende Sätze, die alle gleich beginnen und die alle gleich aufhören. Man wirft den Bleistift hin, kaut an den Nägeln und wird es endlich müde, die Zeit mit einer «sinnvollen» Beschäftigung totzuschlagen. Schliesslich steht ja noch ein Bett im Zimmer. Man versucht zu schlafen. Doch die heissersehnte Ruhe kommt nicht. Verstört springt man aus dem Bett, innerlich kocht es, und man hat nichts, das man in kleine Fetzen zerreißen könnte. Der Stuhl ist bereits aus dem Zimmer, denn diesen hat man ja kurz und klein geschlagen. — Dann beginnt das lange, monotone, endlose Wandern. Zuerst wandern nur die Gedanken, weit hinaus in die grenzenlose Ferne. Zurück zu den Liebsten, zu den alten Freunden, wo man sich in schlechten Gemütsverfassungen vollsaufen konnte, wo man vergessen konnte, mit ein paar Gläsern Wein. Nun hat man nicht einmal dieses. Weiter geht dieser Wachtraum. Man sieht sich durch die Altstadt schlendern, natürlich immer mit einem weissen Griffel in der Hand. Schliesslich raucht man ja. Wollüstig zieht man den Tabakrauch ein, wie im Trancezustand sieht man dem blauen Räuchlein nach, und dies beruhigt so unsagbar; oder ist alles nur Schein, nur ein Traum, eine wahnsinnige Idee? Schliesslich erwacht man aus diesem herrlichen Wachtraum und man merkt, dass man immer noch in denselben vier Wänden ist, und man hat nicht einmal gemerkt, dass man die ganze Zeit von einer Ecke zur andern gewandert ist, hin und zurück — hin und zurück und man immer den Bleistift krampfhaft in Händen hielt, im Glauben, es sei ein Zigarettenstummel. Nun erwacht man plötzlich in die reale, unwiderrufliche Wirklichkeit zurück. Dann ist man soweit, dass man nur noch den einen Gedanken hat: ja nichts mehr denken! Endlich ist man müde und ausgepumpt, man kann einfach nicht mehr. Der Kopf ist ganz leer vom vielen Denken, die Tränen sind alle geweint. Endlich hat man den grossen Wunsch, nur noch schlafen — schlafen und man kann es endlich auch. Man schläft einen endlosen, traumlosen Schlaf.

R. H.